

Einige Telefonbotschaften von Pfarrerin Märit Kaasch / April 2007

Jesu Einzug

Ein ganz großer Empfang war das damals, als Jesus nach Jerusalem einzog. Dabei kam er gar nicht wie ein König. Zumindest nicht so, wie Könige bisher in Jerusalem eingezogen waren. So wie zuletzt der Kaiser Vespasian, der als Kriegsherr in die heilige Stadt eingezogen ist. Mit einem Heer von jüdischen Kriegsgefangenen im Schlepptau und mit den erbeuteten Tempelschätzen, die er triumphierend zur Schau stellte. Welch eine Demütigung für alle, die dabei waren, und alle, die es sehen mussten!

Ganz anders der Einzug Jesu: Er kommt nicht als strahlend-siegreicher Feldherr hoch zu Ross. Sondern ganz klein und arm, auf einem Esel. So ist er kaum größer als die Menge, die ihn umgibt. Er schaut nicht von oben auf sie herab, sondern blickt sie geradewegs an. Auf Augenhöhe begegnen sie sich. Und so sehen die Menschen gleich: der hier kommt, der ist anders. In seinem Blick sind kein Hass und kein Triumph zu sehen. Er verachtet niemanden, der am Wegrand steht. Vielmehr sieht er alle ganz genau an. Jeden und jede Einzelne, als ob er sie kennen würde und sich freuen, sie zu sehen. Und dabei strahlt er so viel Frieden und Freundlichkeit aus, dass für alle klar ist: Dieser Mann ist ein ganz besonderer Mensch. Das muss der König sein, auf den alle warten. Der, der endlich Frieden bringen soll und ein besseres Leben für alle.

Begeistert reißen sich die Menschen die Kleider vom Leib und legen sie vor ihm auf die Straße. Wie auf einem Teppich soll er reiten. Und von oben soll er von Palmzweigen umkränzt sein. Es sind keine reichen Menschen, die hier stehen. Sie legen das wenige, das sie haben, zu seinen Füßen. Wollen ihm alles geben, was sie haben. Fünf Tage später ist ihr Jubel nicht mehr zu hören. Dann gibt es nur noch Geschrei: Kreuzige ihn! Rufen sie dann. Wie kann es zu so einer Wende kommen?

Mit dieser Frage gehen wir durch die Karwoche und treffen Menschen, die Jesus in dieser Zeit begleitet haben.

Der Tempelverkäufer

Mit vielen Pilgern kommt Jesus nach Jerusalem. Sie alle wollen in den Tempel, wollen zum Passahfest ein Tier opfern und müssen ihre Tempelsteuer bezahlen. Auf ihren langen Wegen hierher haben sie wohl alle immer wieder ein Ziel vor Augen gehabt: den Tempel, das Allerheiligste, wo sie Gott ganz nahe sein können.

Aber welche Enttäuschung, als sie ankommen! Der Vorhof des Tempels gleicht mehr einem Marktplatz als einem Heiligtum. Da wird gefeilscht und getauscht, verkauft und verhökert, was das Zeug hält. Ruhe und Besinnung, wie sie sich die Pilger unterwegs vielleicht ausgemalt und gewünscht haben, gibt es hier nicht.

Notgedrungen fügen sich die Neuankömmlinge ein, beginnen zu tauschen und zu kaufen, schieben sich an den vielen Ständen vorbei und dann weiter in der Schlange derer, die ihr Opfer darbringen möchten.

Nur einer gibt sich damit nicht zufrieden. Er ist wütend, dass es hier so zugeht. Er fühlt sich verletzt, ganz im Innern. Denn es ist für ihn nicht irgendein Haus, um das es hier geht, sondern es ist das Haus seines Vaters. Für Jesus ist es Hausfriedensbruch, was die Händler und Geldwechsler betreiben. Sie stören den Frieden des Tempels. Und sie nehmen den Menschen die Möglichkeit zur Ruhe zu kommen.

Das ärgert Jesus so sehr, dass er zu drastischen Maßnahmen greift: Er wirft die Tische der Händler um, stößt die Kassen der Geldwechsler herunter und lässt die Tauben los. Ein wahres Chaos richtet er an. Von Ruhe und Besinnung kann da erst einmal auch nicht die Rede sein.

Wie die Menschen reagieren, wird nicht erzählt. Aber ich merke bei mir selber, dass mich diese Geschichte aufwühlt. Ist das nicht ein bisschen zu viel wie Jesus hier reagiert? Erreicht er denn damit, was er will? Oder bringt er nun erst recht alle gegen sich auf? In diese Fragen mischt sich Zweifel. Ein Zweifel, der gestern beim Einzug in Jerusalem noch nicht zu spüren war. Wir werden sehen, wie es weitergeht.

Die salbende Frau in Bethanien

Nach der Auseinandersetzung im Tempel, zieht sich Jesus erst einmal zurück. Mit seinen Freunden geht er nach Bethanien. Dort sind sie eingeladen bei Simon dem Aussätzigen. Hier ist Jesus sicher vor all den Menschen, die ihn sehen wollen. Aber auch vor denen, die ihn los haben wollen. Denn zu einem Aussätzigen kommt so schnell keiner ins Haus.

Aber als sie alle am Tisch sitzen und essen, kommt doch eine Frau herein. Sie trägt ein kleines Krüglein mit wertvollem Öl. Sie kennen das vielleicht aus dem Museum. So ein Krug mit einem ganz engen Hals, damit das Öl nur tropfenweise herauskommt. Weil es eben so kostbar ist.

Alle sehen also sofort, dass die Frau etwas Wertvolles herein bringt. Und vielleicht haben einige auch schon angefangen zu rechnen: „O, so ein teures Öl. Wenn wir das verkaufen, dann haben wir genug Geld, um alle Armen der Stadt satt zu machen. Das ist ja toll.“

Aber die Frau kümmert sich nicht darum. Sie zerbricht den Hals des Kruges und lässt alles Öl heraus fließen. Das kostbare Öl – es fließt über Jesu Kopf und seine Haare, tropft auf seine Kleider und den Boden. Als ob es davon noch mehr gäbe... So wird Jesus gesalbt – voller Hingabe, mit Öl im Überfluss.

Was die Frau macht, erregt Anstoß. Weil es pure Verschwendung ist. Und vielleicht auch, weil sie so offen zeigt, wie viel ihr Jesus bedeutet. Das ist den anderen unangenehm. Und so kommt es zu einer Diskussion.

„Man hätte das Geld den Armen geben sollen“, sagen die Jünger und sind sich sicher, dass Jesus ihnen zustimmen wird. Aber der sieht das anders: „Sie hat ein gutes Werk an mir getan. Sie hat mich im Voraus gesalbt für mein Begräbnis. Daran werden sich die Menschen immer erinnern“, sagt er.

Ist es nicht erstaunlich, wie weitsichtig diese Frau ist? Sie sieht den Tod Jesu kommen. Aber sie verzweifelt nicht daran, sondern tut, was sie kann. Ein letztes Mal will sie ihm etwas Gutes tun. Da kann sie doch nicht geizen mit ihrem Öl, oder?

Judas

Geld spricht eine eigene Sprache. Das merken wir sogar in der Passionsgeschichte. Dreihundert Silberlinge, so viel soll das Öl wert gewesen sein, mit dem eine Frau Jesus gesalbt hat. Ihr war das nicht zu teuer. Im Gegenteil, sie hat gerne so viel für Jesus gegeben.

Am nächsten Tag geht Judas zu den Hohenpriestern und bietet ihnen seine Dienste an. Er werde ihnen Jesus zeigen, damit sie ihn dann gefangen nehmen können. Gerne nehmen die Hohenpriester dieses Angebot an. Aber viel wert ist es ihnen nicht: Dreißig Silberlinge geben sie Judas dafür. Ein Zehntel dessen, was die Frau am Tag zuvor gegeben hat.

Judas hat den Preis für den Verrat akzeptiert. Er hat die 30 Silberlinge angenommen und damit Jesus weit unter Wert verkauft. Aber er hat auch gemerkt, dass dieses Geld nicht glücklich macht. Das Matthäus-Evangelium erzählt, dass Judas nach Jesu Verurteilung das Geld zurückgeben will. Er hat erkannt, was er angerichtet hat und will es wieder gut machen. Aber keiner will ihm das Geld abnehmen. Da wirft er es in den Tempel, geht fort und erhängt sich.

Zwei ganz unterschiedliche Verhaltensweisen angesichts des Todes erleben wir hier: ein Mal die Frau, die spürt, dass Jesus sterben wird. Sie gibt eine Unmenge an Geld aus, um Öl zu kaufen, mit dem sie Jesus salben und so auf den Tod vorbereiten will. Und dann Judas, der auch gespürt hat, dass sich die Sache um Jesus zuspitzt. Ihm gelingt es nicht, seine Liebe zu zeigen. Vielmehr verdreht sich seine Zuneigung zu Jesus in Ablehnung. Als er dann sieht, dass Jesu Tod wirklich nahe bevorsteht, da erkennt er seine Fehler. Und weiß sich nicht anders zu helfen, als sich selbst in den Tod zu stürzen.

Welch riesige innere Kraft auf der einen und welche unheimliche Verzweiflung auf der anderen Seite! Zwei Menschen, die Jesus nahe standen und so unterschiedlich reagieren. Und beide haben ihren Platz in seiner Nähe gehabt. Das ist überhaupt nicht mit Geld zu bezahlen, finde ich.

Petrus

Die Sache um Jesus spitzt sich zu. Auf der einen Seite wird Rat gehalten, wie man ihn unauffällig verschwinden lassen kann. Da wird ein Verräter angeheuert und ein geheimer Plan verabredet. Auf der anderen Seite erleben die, die mit Jesus zusammen sind, eine ganz intensive Zeit. Sie feiern zusammen das Passahmahl, erleben noch einmal ganz enge Gemeinschaft und Freundschaft mit ihm, während sich um sie herum das Drama steigert.

Ich stelle mir vor, dass auch die Menschen auf der Straße etwas davon gespürt haben. Dass es eine Frage war, was man von Jesus hält. Dass die Menschen darüber diskutiert haben, ob er nur ein Unruhestifter ist. Oder ob er wirklich etwas zu sagen hat.

Bis in die Gruppe der Jünger hinein reicht diese Auseinandersetzung. Da sagt Jesus beim letzten gemeinsamen Mahl: „Einer von euch wird mich verraten.“ Und alle, die da sind, kommen ins Zweifeln: „Bin ich es?“ fragen sie ihn. Jede und jeder ahnt, dass sie beides in sich haben: die Zuneigung zu Jesus und die Ablehnung. Was die Oberhand gewinnt? Wwer weiß das schon in so einer extremen Situation.

Da will einer endlich Klartext reden: „Und wenn sich alle über dich ärgern. Ich nicht!“ sagt Petrus zu Jesus. Er will sich eindeutig zu ihm bekennen. Da soll kein Zweifel bestehen. Er hält zu Jesus. Komme, was wolle.

Jesus weiß, dass es anders kommen wird: „Bevor der Hahn zwei Mal kräht, wirst du mich drei Mal verleugnet haben!“

Das kann Petrus nicht glauben: „Auch wenn ich mit dir sterben müsste, würde ich dich nicht verleugnen!“ Er hält fest an seiner Treue. Will seine Freundschaft zu Jesus nicht aufs Spiel setzen.

Wir wissen, dass es später anders kommt. Dass er Jesus eben doch verleugnet und darüber bitterlich weint. Trotzdem ist er mir sympathisch, dieser Petrus, der die Wirklichkeit nicht sehen will. Weil er an etwas fest hält, was ihm sehr wichtig ist: die Freundschaft zu Jesus. Und die weitere Geschichte gibt ihm ja recht: diese Freundschaft geht nicht kaputt. Jesus setzt später wieder sein Vertrauen in ihn. Und wird nicht enttäuscht.

Die Frauen unter dem Kreuz und Josef von Arimathäa

Die ganze Woche über sind wir Menschen begegnet, die nah an Jesus dran waren, die seine letzten Tage miterlebt und mit geprägt haben. Immer war Jesus in diesen Tagen von Menschen umgeben - von der jubelnden Menge beim Einzug, den Händlern auf dem Tempelplatz, von denen, die mit ihm zusammen waren, und denen, die extra noch einmal zu ihm gekommen sind.

An seinem Todestag, an den wir uns am Karfreitag erinnern, wird es auf einmal ganz leer um Jesus herum. Da steht er ganz allein vor Pilatus, dann verlassen vor der Menge, die „kreuzige ihn!“ schreit, und den Soldaten, die ihn verspotten.

Auf dem Weg zur Hinrichtung wird ein Fremder gezwungen, mit ihm zu gehen. Sonst ist keiner da, der ihm helfen könnte. Und als er gekreuzigt wird, scheint selbst Gott ihn zu verlassen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ ruft Jesus verzweifelt und stirbt. In völliger Einsamkeit.

„Und es waren auch Frauen da, die von ferne zuschauten, unter ihnen Maria von Magdala und Maria, die Mutter des Jakobus des Kleinen und des Jose und Salome... und viele andere Frauen.“ heißt es dann.

Dieser Satz berührt mich immer wieder. Weil da auf einmal Menschen sichtbar werden, die bisher kaum im Blickfeld waren. Diese Frauen sind mit Jesus unterwegs gewesen, genauso lang wie die Jünger. Aber sie kommen kaum vor in den Berichten. Sie sind auch heute am Tag seiner Kreuzigung da gewesen. In weiter Ferne, aber eben doch so nah, dass sie noch zu sehen waren und selbst sehen konnten, was passiert. Dabei haben sie sich selber in Gefahr gebracht. Wer sich zu einem Verurteilten bekannte, konnte selber auch verurteilt werden. Und da genügte es manchmal einfach in der Nähe zu sein.

Aber das hat sie nicht abgehalten. Sie sind ihm treu geblieben bis zum Schluss und sie werden es weiterhin sein, bis Jesus wieder aufersteht. Hier wird für mich in der großen Gottverlassenheit Gott sichtbar. In den Frauen, die ausharren und aushalten, was kaum auszuhalten ist. In ihnen zeigt Gott, dass er keinen allein lässt. Am wenigsten seinen eigenen Sohn.

Und wir?

Die Karwoche neigt sich dem Ende zu. Anders als in anderen Wochen ist der Karsamstag ein besonderer Tag. Es herrscht Grabesruhe. Die Ereignisse in Jerusalem sind zum Stillstand gekommen. Jesus ist ins Grab eines Freundes gelegt worden. Der Stein ist davor gerollt.

Ich stelle mir vor, dass es den Anhängern Jesu ähnlich geht wie uns heute, wenn ein geliebter Mensch gestorben ist. Da scheint die Zeit erst ein Mal still zu stehen. Nichts tut sich. Man hängt irgendwie zwischen gestern und morgen. Kann das Geschehene noch nicht begreifen und die Zukunft noch nicht in Angriff nehmen. Der Verstorbene ist nicht mehr zu sehen und doch noch da. Darum kann man nicht mehr mit, aber auch noch nicht über ihn sprechen. Vielleicht ist deswegen der Tag nach einem Tod so ein stiller Tag. Wie der Karsamstag eben auch.

Wir heute beginnen dann mit den Vorbereitungen zur Beerdigung. Da gibt es viel zu bedenken, zu planen und zu tun. Das hilft ein wenig, wieder in den Rhythmus des Lebens zu kommen.

Für die Anhänger Jesu war erst einmal Sabbat. Der Tag, an dem die Menschen ruhen sollen. Berichtet wird über diesen Tag nach Jesu Tod nichts in der Bibel. Aber wir können davon ausgehen, dass die Menschen den Sabbat gehalten haben. So wie in den anderen Wochen auch. Dass sie sich auf die Stille eingelassen haben, auch wenn sie ihnen erdrückend schien. Dass sie sich die Ruhe genommen haben, obwohl sie innerlich total unruhig und aufgewühlt waren. Und vielleicht hat die Ruhe dieses Tages dann auch auf sie ausgestrahlt.

Ich habe mir vorgenommen, die Ruhe dieses Tages heute auch bewusst wahrzunehmen. Mich eben nicht in den Einkaufsstress vor den Feiertagen zu stürzen, keinen großen Lärm zu veranstalten durch Putzen und Aufräumen. Lieber ein paar Minuten still in der Kirche neben dem Marktplatz sitzen, oder abends in Ruhe Passionsmusik hören. Und dabei in mir Raum geben für Trauer und Abschied. All die, die ich vermisse und um die ich trauere, sollen an diesem Tag Platz haben. Damit ich sie morgen in den Osterjubel mit hinein nehmen kann, wenn es heißt: Christus ist auferstanden.